

Ausflüge . . .

Ausflüge auf die Schlachtfelder bei Warschau schildert Concetto Bettinato höchst anschaulich in der Turiner "Stampa": "Allmählich, langsam, fast unter Mühen," schreibt er, "gleich erstarrten Arterien, in welchen das kraftlose Blut nach und nach wieder zu fließen beginnt, scheinen die Eisenbahnen um Warschau wieder zu erwachen. Ueber Feld und Wald ziehen wieder kleine Wäldchen friedlichen Klauens. Im Zuge hier und da ein Schutzhut mit blaugefrorenen Waden, der sich in die Hände bläst und die Rasenspitze an die mit einer Eisrinne bedeckte Fensterleiste preßt. Krankenpfleger, Soldaten, Bauern; Besitzer, die geflohen waren und nun zurückkehren, um zunächst einmal zu sehen, was von ihrem Gut und Gut übriggeblieben ist. Und wenn es nicht allzu kalt ist, Scharen von Ausflüglern. Warschau zieht in langer Prozession zu den Schlachtfeldern, in kindlicher Neugier, um die Trümmer, die Toten aus nächster Nähe zu beobachten, gewissermaßen mit den Händen zu fassen. In das Schmelzen des Todes dringt plötzlich gewöhnliche Lurche und etwas frivole Geste. Die Kleinbahn nach Wilanow wird geradezu gestürzt.

Am frühen Morgen schon ging fortwährend das Telephon wie vor dem Aufbruch zu einer Vergnügungsfahrt: "Ruhren Sie auch mit, Konstantin?" — "Also nicht vergessen: der Wagen muß um 9 Uhr vor der Tür stehen." — "Die arme Kasimira ist leider erkrankt." — "Ob man nicht die Waligis einlädt?" — "Nehmen Sie nur recht viele Küder mit, denn es wird kalt." — "Kad also drei gebrauchte Sämer, zwei Pfund Butter und vier Pfund Holländer ein." — "Und dann kommen sie an, beladen mit Decken und mit Fuchswärmern, mit eisenschlagenen Stöcken und mit Vorratskörben. Einige tragen kurze Hosen und wollene Badenstrümpfe und haben eine Feder am Hut wie Bergkletterer. Die Kinder laufen, den Muffel auf dem Rücken, aufgeregt hin und her. Die Damen erscheinen in geschürzten Röcken und hohen Stiefeln und lächeln kreuzvergnügt. Die Unterhaltung im Eisenbahnwagen ist so lebhaft, wie sie es sonst nur in einem Salon zu sein pflegt: "Die armen Stargewig! Das ganze Gut zerstört, das Haus niedergebrannt!" — "Die schöne Antonie lag noch im Bett, als die Deutschen ins Zimmer traten; sie hatte gerade noch Zeit, einen Bademantel umzunehmen." — "Ich möchte wetten, daß sie schließlich im Bett geblieben ist." — "Papa, Papa, ein Schützengraben!" — "Was bedeuten denn diese Aeste und Zweige an den Schützengräben?" — "Das ist zum Schutz gegen die Kasse." — "Ach, Unsinn! Das ist zum Feueranmachen." — "Also, hören Sie, während der Offizier einen Sprung nach rückwärts macht, schlägt der Kosak mit einem wichtigen Säbelhieb." — "Ein totes Pferd, ein totes Pferd!" Ausrufe des Staunens, Erinnerungen an den Krieg.

Die Ebene erwacht. Ringsum breitet sich grau und ernst die endlose Ebene. Man sieht sie kaum. Und dann kommen die Orte ihrer sommerlichen Anflüge. Unmerklich führen die Erinnerungen alle diese Leute zu glücklicheren Zeiten zurück: "Weißt du noch, Sophie, wie wir dort drüben am Waldchen geangelt haben?" — "Und denkst du noch an den Tag, als uns beim Fischen das Anwetter übernahm?" — "Wohin werden wir nur diesen Sommer gehen?" — "Rein Gott, dieser Krieg!"

Ein schöner Wintertag. Schade, daß die Fahrt so kurz war. Heraus aus dem Zuge, ein Gerenne, ein Gerufe. Zunächst einmal muß man etwas essen. Wo ist hier das Gasthaus? Für das Schlachtfeld hat man später auch noch Zeit. Brot, Wasser für den Tee. Wer will warme Suppe? Kaffee, Wurst, Papierbecher, Jahnstodder. Als wenn man seit einer Woche nichts gegessen hätte! "Kinder, nicht zanken!" — "Christine hat die Tasse zerbrochen!" Draußen auf der Straße stehen mit bloßem Stammen die Dörfler und wischen sich mit dem Rockärmel die Nase. Es gibt also doch noch gut genährte, gut gekleidete Menschen? Merkwürdige Orte, diese Städte! "Hast du den Reitwagen gesehen?" — "Der Glücklich!" — "Und wie die Weisheitsbilder angezogen sind!" — "Na, laß erst mal die Deutschen auch nach Warschau kommen!" Viele halten in auffälliger Weise in den Händen Granatenstücke, die sie irgendwo auf den Feldern aufgefunden haben. Der Handel mit Kriegsartikeln gestaltet sich eintägig. Man könnte die Ebene weit und breit durchqueren und würde auch nicht eine Stecknadel mehr finden. Alles ist bereits aufgefressen und gestiftet. "Ein Kubel, bitte." — "Ist das eine Bombe?" — "Eine deutsche, bitte." — "Zu mir her, zu mir her!" Man muß seine Einkäufe rasch besorgen, sonst kriegt man nichts. Bei den Damen sind besonders beliebt die russischen Granaten, von gelbem, manchmal grün gefärbtem Kupfer: sie sehen

nach so neu aus und machen sich als Blumenbasen vorzüglich. Und dabei so billig: zwei oder drei Kubel das Stück. Die Männer ziehen die Kapfen der deutschen Granaten vor: sie lassen sich so gut als Briefbeschwerer verwenden. Natürlich erzählt man, wenn man wieder in Warschau ist, den Freunden, daß man selbst das Kleinod auf dem Schlachtfeld gefunden hat, und daß ringsherum noch die Blutspuren der Opfer zu sehen waren. . . . Erlauben Sie mal: wo sind denn die Toten?" — "Ja, man sagt, daß im Walde noch Tote sein sollen." — "Adam, wie kommt man dorthin?" — "In welchem Wald ist das denn?" — "Wirklich dumm, daß noch niemand auf den Gedanken gekommen ist, Führer für das Publikum zu besorgen!"

Schließlich lösen sich die Gruppen auf, man geht nach verschiedenen Richtungen auseinander. "Warum gehen wir denn gerade hier, Adam?" — "Die Waligis sind dort hinter der Kirche verschwunden, hast du nicht gesehen?" — "Gott, wie langsam ihr geht!" — "Ein andermal lasse ich euch zu Hause." Hier und da gibt ein Offizier für die Damen Erläuterungen, als wenn er in seiner Junggesellenwohnung die Honneurs machte. Ausrufe: "Ach! ach! sieh doch mal, Mama!" Man betrachtet die durchlöcherigen Mauern und ist aufgeregt. Wo eine Breche ist, stehen die Damen der Reihe nach den Kopf hinein und lassen sich dabei die Hand geben, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren. "Durch dieses Loch könnte ja eine Lokomotive durchfahren!" In den Schützengräben suchen sich die Männer zu orientieren, indem sie sich mit dem Stab homoartig abstützen. Hier unter diesem Schutzbau lagen wohl die Offiziere. Sehen Sie die Erde? Von hier aus schossen sie." — "Der Feind kam dort von der Anhöhe herunter." — "Papa, wo ist denn das Telephon?" — "Ein bißchen ungesund sind sie aber doch, diese Schützengräben." — "Interessant, sehr interessant."

Man hatte aber doch etwas mehr erwartet. Keiner will es gestehen, und keiner weiß, was es ist; aber es ist sicher, daß die Schützengräben auf die Dauer langweilen. Das sieht ja aus wie Löcher für die Grundmauern eines Neubaus! Und wie soll man sich damit zufrieden geben, nachdem man mit eigenen Ohren den Donner der Kanonen gehört hat. Wenn wenigstens ein einziger Toter daläge! Aber auch das nicht einmal. "Da ist aber wirklich nichts zu sehen!" — "Ja, wir hätten eben eine Woche früher kommen müssen!" — "Jasinski hat letzthin noch Hände und Füße aus einem Grabe herausragen sehen." — "Na, der hat damit sicher nur prahlen wollen." — "Ist denn das schon das ganze Schlachtfeld?" — "Haben Sie denn nicht die Trümmerhaufen gesehen?" — "Das ist auch was! Als wenn man noch nie verbrannte Häuser gesehen hätte!" — "Ach bin müde, Adam!" — "Kette Gesellschaft, diese Weiber! Die sollte man immer zu Hause lassen."

Es ist, wie wenn man aus einem Virtus heimkehrt, ohne die dreifürten Löwen gesehen zu haben. Die Stunden vergehen. Es wird dunkel. Auf dem Bahnhof atmet man wieder auf. Man hat das Lächeln wiedergefunden und wird wieder optimistisch. Schließlich war es doch interessant. "Guten Abend, haben Sie gesehen?" — "Großartig." — "Fürchtbar, nicht wahr?" — "In meinem ganzen Leben habe ich einen solchen Eindruck noch nicht gehabt." — "Ich glaube wirklich, diesen ganzen Gigantenkampf mitzuerleben." — "Ich freue mich wirklich, daß ich die Kinder mitgenommen habe. In einem jugendlichen Geiste bleibt so etwas fürs ganze Leben haften." — "Papa, ich möchte auch einmal ein Schlachtfeld sehen." — "Also ich darf postlagernd schreiben, gnädiges Fräulein!"

Der Zug eilt durch die schwarze Ebene dahin, dem Lichte und den Häusern zu; hinter sich läßt er die unverständigen, gedemütigten Tragedie. Schon spricht man von etwas anderem. Der Krieg interessiert kaum mehr. Das wird allmählich zu langweilig. Warschau von den Deutschen bedroht? Warum soll man da zittern? Wenn sie kommen werden, werden sie eben da sein. Einmalen hat man ja noch alle Tage zu essen und kann sich alle Tage ruhig ins Bett legen. Allerdings, ringsum in Polen hat man nichts zu essen, hat man keine Schlafstätte. Aber was kann Warschau dagegen tun? Es ist genug, daß es Weiber sammelt und Zigarette einrichtet. Mehr kann man doch wirklich nicht verlangen. Mögen die Deutschen kommen, wenn es sein muß. Die Welt wird darum nicht untergehen. Vielleicht gehen sie dann wieder weg, vielleicht auch nicht. Es ist schließlich alles gleich: ein Unglück mehr, ein Unglück weniger. . . .

Strohmehl für Tier und Mensch?

Gutachten der Ernährungsphysiologen.

Dr. Hans Friedenthal, der Erfinder eines neuen Verfahrens der Zermahlung von Stroh, worüber er auch im Bund der Landwirte sprach, geht von der Voraussetzung aus, daß jede ungünstige Pflanzensubstanz vom Menschen sowohl wie vom Tier voll ausgenutzt werden kann, auch die Zellulose, die Zellhäute, wenn sie nur vollständig zerrieben werden, was durch sein neues Verfahren geleistet werden soll. Auch Baumrinde und Stroh können nach diesem neuen Verfahren so fein zermahlen werden, daß alle Zellhäute zerrieben werden. Demnach ist es gelungen, sagt er, verholzte Pflanzenteile zu wertvollen Nahrungsmitteln für Menschen und Tiere zu machen.

Auf der Hauptversammlung der deutschen landwirtschaftlichen Gesellschaft am 25. Februar wurden nach dem Friedenthal'schen Verfahren hergestellte Präparate gezeigt, ein flüssiges mit fein vermalenem Daserstrod, das wie ein leicht gelbes gefärbtes Mehl aussieht, sowie ein Brot, das einem Hundefleisch ähnlich sieht und das aus 50 v. H. des Friedenthal'schen Strohmehls und 50 v. H. der Mischung von Roggen- und Kartoffelmehl besteht, die zum K-Brot verwandt wird.

Professor von Kümker, der in der Versammlung über die wirtschaftlichen Maßnahmen sprach, die sich aus der Kriegslage für den Ackerbau ergeben, erwähnte auch die Friedenthal'schen Versuche, die bereits seit vier Jahren angestellt werden, für die aber Friedenthal bisher leider kein geneigtes Ohr gefunden habe, und zwar verhielt man sich in den Fachreisen der Ernährungsphysiologen diesen Versuchen gegenüber ablehnend, weil die Zellulose nicht für verdaulich gehalten werde. Kümker meint, daß es aber doch vielleicht denkbar sei, daß durch die Sprengung und vollständige Zermahlung der Zellulose eine Verdaulichkeit herbeigeführt werde. Aber auch wenn sie sich nur für die Schweine erweisen sollte, seien die Resultate schon von sehr großer Bedeutung.

Wenn die Dinge wirklich so einfach sind und auf der Hand liegend sind, muß man sich doch fragen, warum die Angelegenheit gerade in Fachreisen bisher kein geneigtes Ohr gefunden hat. Angesichts der großen Bedeutung, die die Sache für die gesamte Ernährungsfrage gewinnen könnte, haben wir deshalb eine Reihe hervorragender Ernährungsphysiologen um Mitteilung ihrer Ansicht gebeten, die sie uns bereitwillig zur Verfügung gestellt haben.

Professor Junh von der Berliner Landwirtschaftlichen Hochschule schreibt:

Ich bin mit der Untersuchung der Nährwirkung von Stroh in zerkleinertem Zustande an Schweinen beschäftigt. Die Anregung dazu verdanke ich Herrn Dr. Friedenthal. Es liegen Untersuchungen über die nach der Friedenthal'schen Methode mechanisch vorbereiteten Gemüße vor, aus denen hervorgeht, daß die Zellulose dieser Pflanzen in dem fein zerkleinerten Zustande nach Friedenthal von Menschen, sogar von Säuglingen und Kranken überraschend gut ausgenutzt wird. Man wird hierdurch ermuntert, auch an die Möglichkeit weitgehender Ausnutzung der Zellulose anderer Pflanzengruppen zu denken. Doch halte ich es für nicht zulässig, ehe entscheidende Versuche vorliegen, eine solche als bewiesen anzusehen.

Dies ist also von der Ausnutzung der Zellulose von Gemüßen die Rede; das ist etwas ganz anderes wie Stroh, Baumrinde und andere verholzte Bestandteile. Diese bestehen im wesentlichen aus abgestorbenen Zellen, aus denen das Protoplasma ausgewandert ist, während die Zellen der verschiedenen Gemüßsorten das Protoplasma noch enthalten. Ueber die Verdaulichkeit Friedenthal's, der genügend zerkleinerte Zellulose für sich für verdaulich ansieht, hält Junh zunächst entscheidende Versuche für notwendig.

Dr. Bölk, der Leiter der Ernährungsphysiologischen Abteilung des Instituts für Gärungsgewerbe, sendet uns ein umfassendes Gutachten, das zum wörtlichen Abdruck zu lang ist. Er behandelt zunächst die Ausnutzung der zum Mehl aus Zellulose bestehenden Rohstoffe von Stroh durch Pflanzenfresser, Fleischfresser und Allesfresser, die naturgemäß bei den Wiederäuern am größten ist, etwa 50 v. H., während Schweine z. B. von der Weizenpreu nur etwa 10 v. H. resorbieren. Unter der Annahme, daß auch der Mensch von der Rohstoffe in sehr feiner verteilter Form etwa 10 v. H. verdaut, berechnet er, daß von 100 Gramm Daserstrodmehl etwa 15 Gramm verdaut werden könnten, ein sehr geringer Prozentsatz, wenn man bedenkt, daß die Nährstoffe der Kartoffeln, des Fleisches, der Milch usw. zu 95 v. H. resorbiert werden.

Uebrigens dieselbe, die ich gestern abend mit gemeinen Geschichten aus dem Rauchsalon zu vertreiben versuchte. — Die Wege des Herrn sind unerforschlich. Bitte für mich!

Dein Bauern-Frauenzimmer-Fänger.

Frau Sörensen kam herein.

"So!" sagte er und faltete den Brief zusammen: "Run ist das in Ordnung, und wir können uns ungestört aneinander erfreuen. Jetzt etwas gegessen, dann ins Leben hinein, nicht wahr, Schwester?"

Er wirbelte um sie herum und küßte sie, so daß sie vor Lachen beinahe erstickt wäre und kaum auf den Beinen stehen konnte. Darauf führte er sie ins Wohnzimmer des Hotels hinüber.

22.

Die Reise des Kandidaten nach Kopenhagen war von derartiger Beschaffenheit, daß sie ihn in den Augen aller rechtschaffenen Domborger herabsetzen mußte. Die ganze Stadt huldigte nämlich der Parole des Abstinenzlerwirts: Domborg den Domborgern; eine Doktrin, die jedoch gar nicht bezweckte, Fremde fernzuhalten, sondern nur darauf ausging, daß die Bürger ihren Verdienst an Ort und Stelle anlegen sollten. Das allgemeine Bestreben zielte denn auch darauf ab, die Stadt so einzurichten, daß man dort nicht nur sein Bier trinken, sondern auch seine Gese vergenden konnte.

Aber die Reise des Kandidaten mußte schlecht und recht als Versuch aufgefaßt werden, der Stadt einen beträchtlichen Geschäftsverlust zuzufügen.

Die Sache war die: nach seinem letzten Anfall waren alle gar zu gierig gewesen — die Schule, der Abstinenzlerverein und die Wirte der Stadt; selbst die elendeste Kellerkneipe hatte ihm eine größere Rechnung geschickt. Und da er jetzt einen neuen Anfall berannahen fühlte und gleichzeitig die Ferien anfangen, so beschloß er, den Schauplatz in die Hauptstadt zu verlegen.

Er sollte es nicht bereuen. Er amüsierte sich ausgezeichnet hier in Kopenhagen, wo jede kleine Gasse festliche Erinnerungen an das Bummelleben früherer Zeiten in sich barg. Er betrank sich nicht sinnlos wie dabeim, sondern widmete sich gleichmäßig den verschiedenen Ausschweifungen. Das ließ sich hier leicht ausführen, wo es genug zu wählen gab und man größeren Genuß hatte als bei der häuslichen Methode.

Getreu dem Versprechen, das er dem Abstinenzlerwirt gegeben, hielt er beständig Ausschau nach dessen Frau, wenn

auch allerdings in der Absicht, ein Zusammentreffen mit ihr zu vermeiden.

Trotzdem prallten sie eines Abends aufeinander in der "Gans", einem Café, das alle, die das Leben genießen wollten, aufsuchten, als wäre es seine Quelle selbst. Das war insofern richtig, als die "Gans" das Stammcafé aller besseren öffentlichen Frauenzimmer der Stadt war.

Frau Sörensen sah mit dem dicken Agenten in einem der kleinen Abteile, als der Kandidat eintrat. Er war in Begleitung eines schlanken "Mädchens", dessen hübschgeformtes Gesicht bläulichweiß von Puder war, während die Augen dank unvorteilhaften Unterstreichungen zu tief lagen. Dieses bei weitem noch nicht ausgewachsene Geschöpf, das höchstens sechzehn Jahre sein konnte, hatte er in einer der elendesten Gassen getroffen, in unauberer, schlechter Kleidung. Und mit seinem gewohnten Orange, die Menschen emporzuziehen, der ihn nie verließ, falls er nicht vollständig betrunken war, hatte er sie in ein Konfektionsgeschäft geführt und von oben bis unten neu ausgestattet. Sie trug ein blaues Samtkleid, das mit gelber Seide gefüttert war — wenigstens der Mod —, und sie wohnte jetzt in einer "anständigen" Straße mit hohen Mietpreisen; ihrer Schönheit blieb das übrig überlassen. So war sie durch den Glauben des Kandidaten an die guten Anlagen im Menschen von einem Mädchen fünften oder sechsten Ranges zu einer erstklassigen Demimondaine emporgehoben worden; darum war's nicht wunderbar, daß sie sich so fest an seinen Arm hängte. Und der Kandidat selbst war stolz und glücklich.

Er und Frau Sörensen erblickten einander gleichzeitig, aber beide hatten Geistesgegenwart genug, eine Wiedererkennungszene zu vermeiden. Frau Sörensen blickte sich hastig über den Tisch und rißte mit ihrem Nagel darauf herum, während der Kandidat ärgerlich geradeaus starrte.

Frau Sörensen war nicht ärgerlich. Es gab in diesem Augenblick kein Wesen und keine Handlung auf Erden, daran sie Anstoß hätte nehmen können, so tief drückte ihre eigene Schande sie nieder. Es lag genug Kergernis gebunden in ihr, aber so oft sie es freilich, wandte es sich und säug die Krallen in sie selbst ein. Ihr vergrüntes Gesicht und ihre verblüdete Figur wiesen genug Male davon auf; die Wache, die sie in Kopenhagen zugebracht hatte, hatte sie verbeert wie eine schwere Krankheit, hatte Haar, Gestalt und Gesichtsfarbe verderbt, ihrem Auge den Glanz und ihrer Seele die Stetigkeit genommen, sie der Fähigkeit beraubt, den Kopf zu heben, und das Recht, sich anderen — selbst den armeligsten — gegenüber zu behaupten.

(Fortf. folgt)

Ueberfluß.

Von Martin Andersen Nexö.

"Du hast ja mich," sagte er weich und streichelte ihr zerzaustes Haar, das an den Schläfen grauegeprengelt war. "Bin ich denn — für einen Junggesellen — so schlimm?"

"Nein, aber Du kannst mich nicht leiden, so schlecht, wie ich war," sagte sie und küßte seine verwundete Hand.

"Ach was, das war ja die reine Liebe," erwiderte er lachend und hob ihren Kopf. "Sieh mich an!"

"Du verläßt mich ja schon gleich am ersten Tage," sagte sie schmolend.

"Nein, mein Schatz, ich würde Deinetwegen gern das Begräbnis meiner eigenen Schwiegermutter besuchen, so vergaß ich in Dich bin ich schon. Aber wir müssen doch etwas essen? Steh auf und zieh Dich an, inzwischen schreibe ich einen Geschäftsbrief und bitte die Firma um eine Woche Urlaub. Und dann reisen wir die Schwärze vom Dasein ab, mein Hühnchen, und sehen die feinste Farbe drauf — das fehlte bloß, wenn wir's nicht täten. Rumbidum heissassa! Lachend tanzte er in die andere Stube hinein.

Frau Sörensen leidete sich verdutzt an. Nichts von alledem war so gekommen, wie sie es sich vorgestellt hatte, weder so schön noch so ergreifend. Jochumsens Zärtlichkeit war so sonderbar geradezu, — aber es kam ja darauf an, was dahinter lag. Und die Liebe hatte tausend und aber-tausend Ausdrucksmöglichkeiten. Selbst der Name Jochumsen war ganz anders, als sie erwartet hatte; im übrigen dachte er ausgedehnt zu ihm, dieser Mann war so schwig und sicher entsetzlich gut. Und all das Schöne und Feine würde noch kommen!

Uas Jochumsen sah mit vergnügter Miene in seinem Zimmer und schrieb seinen Geschäftsbrief:

Lieber Stoffler!

Zu mir den Gefallen, morgen für mich Roskilde und die Heidehäuser zu erledigen, da Du sowieso in die Gegend kommst. Und renn mir in der nächsten Woche nicht ins Haus, was in diesen mageren Zeiten einigermaßen der Vermählung von hundertfünfzig Kronen und Uhr und Diversem gleichkommt. — Hlitterwochen — vierzigjährige Wildschne mit Anlauf zu grauen Haaren — heißt zur Abwechslung. Verschoben, singt am Abend mit den Augen schwermütige Nicker, hält es gewiß für eine Mission, ihrem Manne untreu zu sein. Verflucht knidrig.

Dann fährt er fort: „Bei der Verwendung des Strohmehls als menschliches Nahrungsmittel läßt sich jedoch noch von einem anderen ernährungsphysiologischen Gesichtspunkte eine gewisse Bedeutung zu. Das Volumen des unverdaulichen Anteils der Nahrungsmittel, also speziell des Brotes, dem Strohmehl zugesetzt ist, wird durch diesen Zusatz wesentlich größer, und es wird das Vorhandensein von größeren Mengen unverdaulicher Bestandteile leichter einen Sättigungszustand des Verdauungsapparates bewirken, welcher das Gefühl der Sättigung eher hervorruft, als bei Verabreichung des gleichen Nährstoffmengen ohne Strohmehl. Der praktische Erfolg eines gewissen Zusatzes von schwer verdaulichen, aber physiologisch einwandfreien Stoffen zur Nahrung würde in einem etwas vermindernden Nahrungsverbrauch bestehen, und das wäre für eine nicht geringe Zahl der Bevölkerung unschädlich, zum Teil vielleicht sogar nützlich, wie es von Bedeutung wäre für die Streckung unserer Nahrungsmittelvorräte während der Kriegszeit.“

Was schließlich die Verwertung der gemahlten Baumrinde als Nahrungsmittel anbelangt, so hängt der Nährwert natürlich von ihrer chemischen Zusammensetzung ab, die bei den verschiedenen Bäumen und Sträuchern je nach ihrer Art, ihrem Vegetationsstadium usw. außerordentlich differiert.“

Der zuletzt angeführte Gesichtspunkt der Fällung des Wagens mit unverdaulichem Zeug scheint uns nicht unbedenklich. Auch Reichenthal sagt: Durch den Zusatz von Unverdaulichem wird sogar die Ausnutzung des Verdaulichen behindert.“

Dieser Anschauung gibt auch Professor Kubner, der Direktor des Physiologischen Instituts der Universität Berlin, Ausdruck, der lediglich die Frage der Verdaulichkeit verholzter Pflanzenbestandteile für den Magen behandelt. Er schreibt:

„Die verholzte Zellulose in Baumrinde, Stroh, Häfeln ist für uns unverdaulich; auch von der Zellulose der Kleie wird nur ein winziger Teil angegriffen. Die Feinermahlung der Kleie hat den Zweck, die Zellen aufzubrechen, in denen noch Kleber enthalten ist, aber nicht die Bedeutung, die Zellulose verdaulich zu machen.“

Unverdaulichen Ballast in den Darm zu bringen, hat Nachteile für die Resorption der sonstigen verdaulichen Nahrungstoffe, da der Durchgang der Nahrungsbestandteile durch den Darm durch die größere Reibung, welche gebildet wird, eine Beschleunigung erfährt. Wollte man aus Mangel an Brot nach Vermehrungsmitteln des letzteren suchen, so stände es uns frei, das Mehl noch weiter auszumahlen. 80 bis 83 v. H. Ausmahlung sind heute vorgeschrieben, man kann aber bis 90 v. H. gehen. Freilich ist dann dieses Brot nicht für alle Menschen leicht bekömmlich, aber es wäre doch sinngemäß, die Kleie ganz beim Brot zu lassen, weil sie tatsächlich noch ein paar Prozente verdaulichen Materials liefert. Ich halte die fortwährende Vermehrung des Brotes durch die Empfehlung fremder Zusätze zum Brot für sehr bedenklich, da man das Köstliche erweckt, als wollte man planlos der großen Masse das Brot verfallischen. Es ist bekannt, wie schwer es gehalten hat, den Kartoffelzujug als etwas unschädliches in den Gedankenkreis der Massen zu bringen, auch heute sind die Klagen noch immer nicht verstummt. Leider hat auch der Landwirtschaftsminister gestern (24. Februar) im Abgeordnetenhaus von Zucker und Zuckerrübenzujug gesprochen, zu gleicher Zeit aber auf die Gewinnung von Getreide und Kartoffeln aus den okkupierten polnischen Provinzen hingewiesen.“

Nach allem es also für wünschenswert, daß in der Brotfrage vorläufig eine Beruhigung eintritt, was die Qualität des Brotes anbelangt.“

In einer zweiten Aeußerung bemerkt Professor Kubner u. a.: „Für den Menschen kommt jedenfalls Strohpulver überhaupt nicht in Betracht, schon deshalb nicht, weil es stets nur als kleiner Zusatz zu Brot ertragbar wäre. Die beigeunte Mehlstärke wäre a priori auch nicht gleichgültig, die Geschmacksverfälschung würde unangenehm empfunden. Wahrscheinlich aber würde eine Verschlechterung der Verdaulichkeit des normalen Nahrungstoffes eintreten und der Gewinn an verdaulichen Stoffen wäre in praktischer Hinsicht wohl ganz gleichgültig, zumal die Zellulose des Strohs für uns nutzlos ist.“

Ein Rundschreiben des Landwirtschaftsministers über diese Frage kommt zu folgendem Schluß:

„Unter den gegenwärtigen Verhältnissen muß es als äußerst erwünscht bezeichnet werden, daß das Mültereigewerbe die Frage aufnimmt, um die besten und billigsten Verfahren zur Herstellung von Strohmehl zu ermitteln, und daß auch die Landwirte weitere Erfahrungen über die Brauchbarkeit von Strohmehl zur Fütterung von Schweinen und Pferden sammeln. Ein voller Erfolg der hochwertigen Futtermittel durch Strohmehl ist nicht zu erwarten, immerhin besteht die Aussicht, daß die dadurch herbeigeführte Vermehrung der Futtermittel dazu beiträgt, unsere Viehbestände mit der leider notwendigen und unvermeidlichen Einschränkung bis zum Beginn der Grünfütterung durchzuhalten.“

Goethe im preussischen Hauptquartier 1806.

Die Katastrophe des Jahres 1806 von Jena bis Prenzlau hat in dem preussischen Generalleutnant Ludwig von der Marwitz, der während jener Unglückstage Adjutant des Fürsten Hohenlohe war, einen klassischen Schilderer gefunden. Diese Denkwürdigkeiten, die aus früheren Entwürfen in den bekannten, vom Berliner Historiker Friedrich Neufel herausgegebenen Memoiren dieses Generals nicht enthalten sind, werden jetzt in der „Deutschen Rundschau“ veröffentlicht. Die Abschnitte des nächsten Heftes enthalten die Vorgeschichte und schildern das Leben und Treiben in den beiden Hauptquartieren Erfurt und Jena.

„In diesen letzten drei Tagen“ — so erzählt von der Marwitz über Jena — „hatten wir viel mit der Verpflegung zu schaffen. Wie handten mit dem größten Teil auf weimarischen Territorium. Der Herzog hatte daher seinen Minister, Sr. Erzellenz von Goethe, als Verpflegungskommissarius in unser Hauptquartier geschickt. Hier habe ich diesen berühmten Dichter täglich zu Mittag beim Fürsten gesehen. Er war beflissen, vom Gelehrten und Dichter nichts, sondern allein den Minister sehen zu lassen. Er erschien nicht anders als im Hofkleide und höchsten Staat. Gepudert und mit einem Haarbeutel, geputztes Hofkleid und Weiße, schwarze seidene Beinkleider, weiße seidene Strümpfe, Galanteriegegenstände und ein kleines feines Dreieck hatte eines Dinges unter dem Arm. Er war ein großer schöner Mann und verstand die Würde seines Ranges, wenigstens nicht den natürlichen freien Anstand eines vornehmen (d. h. adelig geborenen!) Mannes sich anzueignen.“

Den ersten Tag trug der Fürst mit und meinem Kameraden Blumenstein auf, und neben Goethe zu sehen und ihn zu unterhalten. Der Prinz Louis und der General Grauert sahen natürlich neben dem Fürsten, und Sr. Erzellenz von Goethe sollte ihm gegenüber sitzen. — Nun kam unerwartet noch der General Holtenhoff, mein ehemaliger Kommandeur bei den Gendarmen und Goethes Freund von Schlesien vom Jahre 1790 her. Dieser war damals als Sekretär mit dem Herzog, der die Gendarmen in seiner Beigabe hatte, mit zu Felde gewesen, und wenigstens Holtenhoff vielleicht in seinem Leben kein Gedicht gelesen hatte, so mußte doch wohl sein gerader Verstand und tüchtiger Sinn den ähnlichen Eigenschaften des anderen einfließen haben. Jetzt war Holtenhoff Generalleutnant und kommandierte unsere Reserve. Er setzte sich natürlich auch dem Fürsten gegenüber, und so war nur eine Seite des großen Ministers frei, welche der dienstfertige Franzose Blumenstein alsbald einnahm.“

Ich gab acht, was die Konversation für eine Wendung nehmen würde, bemerkte aber nur während der Suppe einige Fragen mit sehr verbindlichen Riten von seinen des Franzosen und kalte Antworten von Sr. Erzellenz, nachher altum silentium (liebes

Schweigen) während der ganzen Tafel. Wie selbige beendet war, sagte ich zu Blumenstein:

„Ihre Unterhaltung ging ja nichts weniger als brillant, wo hatten Sie denn Ihre sonstige Amaballität (Liebenswürdigkeit) gelassen?“

„Der verfluchten Kerlen hatten ja wie ein'n Pochflätern auf sein Maulen, wollte nicht antworten, schweigen ist auch stillen.“ — „Wobon sprachen Sie denn?“ — „Wobon kann man denn sprechen mit ein Poete, als von sein Werken?“

„Das war selbige Schöpfung! Sie mußten von Verwaltungsgeschäften des Herzogtums reden!“

„Aha! Ist die Kanaille so hohnützig? Nach mein' Meinungen ist ein großer Poete ganz ander Kerlen als ein klein miserabiler Minister.“

„Von welchem seiner Werke redeten Sie denn?“

„War eine verfluchten Streichen, deutsche Litteraturen mir nicht geläufig. Wollte Sie vor Tischchen noch fragen, was der Kerlen eigentlich hat geschrieben, vergahen aber, und nun sitzen ich da, kann mir partout nig erinnern von sein' Werken. Zum größten Glück fällt mir noch „Die Braut von Messina“ ein!“

„Das war noch besser. Das ist ja von Schiller!“

„Hoh! der Teufel! Das ist perfide. Schadet aber gar nixen. Der Kerlen laugt doch nixen. Ist eine große Poete und will keine Minister spielen! Ha! ha! ha! ha!“

Kleines Feuilleton.

Aus dem Brief eines belgischen Soldaten.

Es liegt an dem Charakter der Soldaten dieser oder jener Nation — heißt es in einem von dem „Revue Rottenbamsche Courant“ veröffentlichten belgischen Soldatenbrief — daß Häuser geplündert und kostbare Gegenstände gestohlen werden; es ist nicht die Folge ihrer persönlichen Grausamkeit, daß hier und da Grauel verübt werden, die die ganze Welt anwintern; es ist nicht ein Charakterzug von ihnen, daß sie Frauen eines eroberten Gebietes vergewaltigen — der Krieg erzeugt bei allen die gleichen momentanen Erleuchtungen. Man bedenke, daß die bestreuten, ja, die eigenen Mannschaften nicht seltener mit der Bevölkerung umgeben, als die feindlichen. Natürlich muß man die durchschnittliche Lage in Betracht ziehen und nicht einzelne traurige Tatsachen, die glücklicherweise zu den Ausnahmen gehören.“

Der Soldat hat sich daran gewöhnt, daß in dem Ort, den er betritt, das Vieh beim Schlächter und das Brot beim Bäcker für ihn da sind. Und diesen Grundlag erweitert er einfach. Bei Antwerpen wurden zuweilen treffende Beispiele für diesen Kollektivgeist gegeben, die geradezu abschreckend wirken. Wo immer man in den letzten Tagen der Belagerung in ein verlassenem Dorf kam — die Häuser, die einen Weinvorrat besaßen, wurden zuerst in den Tiefen des Kellers besucht. Es wurde dafür gefordert, behaupteten die Soldaten, daß nichts für den Feind zurückbleibe! Und außerdem suchte jeder nach dem, was er am besten brauchen konnte — Strümpfe, alle Kleidungsstücke, Taschentücher wurden ganz selbstverständlich mitgenommen. Aber man nahm auch das, was man angenehm und schön fand. Und hier kommt so recht der gefährliche Nebenbrot des Soldaten zum Vorschein, indem er sich mehr über das Schöne als über das Nützliche freut. So beobachtete ich einen, der eine Spieluhr von einem Dorf zum anderen mitnahm. Es war ein ziemlich großes, schweres Ding, und um es mitzunehmen, war er genötigt, die Hälfte seines Kleiderbrotts wegzunehmen. Und er bildete wahrlich keine Ausnahme mit dieser Handlungsweise. . . .

Musikfreund und Patriot.

Ueber die Verlegenheiten und Räte, in die der französische Musikfreund durch die Bekämpfung alles Deutschen geraten ist, gibt ein amüsantes Zwiegespräch Aufschluß, an dem uns der Pariser Klavierer des „Journal des Débats“ teilnehmen läßt: „Ich dachte, Sie wären ein besserer Patriot“, sagte der Hühner entrüftet, als er bei mir eintrat. „Wie? Sie haben ein Notenheft von Johann Sebastian Bach vor sich? Sie beschäftigen sich also mit dieser deutschen Musik?“ — „Ch!“ antwortete ich, „Sie verächtlich meine Gefühle zu machen. Es ist wahr, dies Heft enthält Musikstücke des großen Thomaskantors, aber es sind keine französischen Suiten.“ — „Ist es nun verboten, sie zu spielen wegen ihres Schöpfers, oder dürfte man wohl eine Ausnahme von der allgemeinen Verbannung um ihres Titels willen machen?“ — „Schweigen Sie mir mit Ihren Spitzfindigkeiten“, entgegnete mein Besucher streng. — „Ich gestatte mir von Bach nichts anderes als das erste Präludium des wohltemperierten Klaviers, weil Coumoud die Musik seines „Ave Maria“ auf diese Noten gesetzt hat. Dadurch wird die Sache ganz anders und bekommt einen nationalen Charakter.“ — „Aber“, wagte ich einzuwenden, „etwas Beethoven werden Sie mir doch erlauben? Sie wissen, er ist belgischer, und dann wissen Sie, er hätte seine „Cwoica“ betnahe Napoleon gewidmet.“ — „Nein“, schrie der Patriot wütend, „keinen Beethoven, keinen Mozart, keinen Handel. Ich bewundere das Publikum, das einen französischen Weigenspieler ausgepfiffen hat, weil er ein Quartett von Haydn zu spielen wagte. Solchen Empfindungen gegenüber sollten Sie sich schämen.“ — „Sind denn das die wichtigsten Waffen, mit denen wir kämpfen?“ warf ich schüchtern ein. Aber mein Mann hörte mich gar nicht, sondern regte sich weiter auf: „Keinen Schubert, keinen Brahms, keinen Spohr, keinen Schumann!“ Bei diesem Namen unterbrach ich ihn. „Sie haben ganz recht“, sagte ich, um ihn zu beruhigen. „Keinen Schumann. Ich bin ganz Ihrer Ansicht. Aber dabei möchte ich Ihnen ein Bedenken anvertrauen, das mich quält. Was denken Sie von seinen „Zwei Grenadiere“? Tatja werden doch zwei Soldaten der napoleonischen Armee verberührt, und das Stück klingt in die Parzellier aus. Ist das nun eine deutsche Parzellieraus und deshalb verboten, oder eine französische?“

Wie wir so miteinander sprachen, marschiert eine Abteilung der republikanischen Garde unter den Fenstern vorbei. Die Musikkapelle spielt, um das Marschieren fröhlicher zu gestalten, mit vollen Trompeten Coumouds „Unsterblichen Ruhm unserer Vorfahren“. — „Und Faust?“ frage ich, „wo ist der beheimatet? Ist er Franzose durch Coumoud? Ist er Deutscher durch Goethe? Belehren Sie mich!“ — „Sprechen Sie mir nicht von solchen zweideutigen Nischen“, sagte er ärgerlich, „man soll sich seine Soldaten stets nur im Vaterlande wählen, und ich bemerke mit größter Trauer, daß sogar unsere Soldaten unbewußt den Herrn Minister von Weimar feiern.“ Nun ergriff ich die Gelegenheit, um jenen furchtbaren Namen auszusprechen, der bei unseren Patrioten das größte Entsetzen erregt. „Wagner“, sagte ich, „hat französischen Helden die Unsterblichkeit seiner Lüne verliehen. Lohengrin und sein Vater Parsifal kommen aus Montsalvat; Sie wissen, daß dieser Ort in den Pyrenäen liegt. Niemand kann bezweifeln, daß Lohengrin ursprünglich ein Franzose war. Wollen Sie ihm also verbieten, in seinem Vaterlande zu erscheinen?“ — „Nein, nein, das werde ich niemals gestatten“, schrie der Hühner, und mit trauriger Miene fügte er hinzu: „Man hat den Brautjung aus dem „Lohengrin“ bei meiner Hochzeit gespielt!“

Künstliche Glieder und ihr Nutzen.

Künstliche Glieder sind bereits im Altertum bekannt gewesen. Bei ihrem Bau kann, wie Dr. Sippel im Stuttgarter ärztlichen Verein ausführte, die Funktion der verlorenen Teile in möglichst praktischer Weise ersetzt werden und durch Nachahmung der äußeren Form und der Bewegungsfähigkeit die vorhandene Verkrümmung verdeckt werden. Bei Oberschenkelamputierten soll ein sicherer, elastischer Gang mit beweglichem Kniegelenk erreicht werden. Dieser läßt sich erzielen, wenn sich keine zu großen Terrainschwierigkeiten vorfinden und andererseits der Amputierte an seinem

Oberschenkelstumpf noch so viel Muskelkraft besitzt, um damit die künstlichen Glieder noch in der Gewalt zu haben und dirigieren zu können. Bei der Beschaffung von künstlichen Gliedern muß auf die individuelle Eigentümlichkeit des Patienten, auf Gangart, Ernährungszustand, Entwicklung der Gesamtintelligenz, Gewicht, Wünsche und Gewohnheiten, Intellekt und Beruf Rücksicht genommen werden. Wie weit es möglich ist, durch Stützapparate die verloren gegangene Arbeitsfähigkeit wieder zu erlangen, zeigte Dr. Sippel an einer Reihe von Beispielen. So wurde ein Gärtner vorgestellt, der trotz Vorderarmamputation vor zwei Jahren seine frühere Arbeitsfähigkeit wieder voll erreicht hat. Schneider, Buchbinder, Eisenbreher, Fabrikarbeiter, Maler, Klempner, Graveure, Schreiner wurden nach Beschaffung von Ersatzgliedern wieder arbeitsfähig und instand gesetzt, sich und ihre Familie fortzubringen. Professor Hoffmann in Königsberg gelang es in einem Fall von angeborenem, nahezu völligen Kangel beider Beine bei einem jungen Mädchen eine leidlich gute Fortbewegung zu erzielen. Bei Verlust der Hand wurden gut sitzende Lederstulpen benutzt. Die Leute sind dadurch instand gesetzt, alle ländlichen Arbeiten zu verrichten, wie säen, mähen, graben, hacken, mit Hammer, Säge und Beil hantieren. Selbst bei hohen Oberarmamputationen kann Schreiben, Stricken, Häkeln, Nähen unter Benutzung einer einfachen Ersatzfüße ermöglicht werden. Ein Mann, dem beide Hände und beide Füße wegen Erfrischung amputiert worden mußten, ist völlig erwerbsfähig geworden, er ist in der Kasse als Schlosser und als Lehrer für Schwerberkschmiede angestellt. Ein Antreiber geht mit seinem künstlichen Bein Leitern hinauf und herunter. Ein doppelt Amputierter geht und radelt mit seinen Ersatzbeinen weite Strecken. Ein anderer ist als Jagdaufscher angestellt, ein Lokomotivführer verdient als Kraftwagenführer sein Brot.

Notizen.

— Musikchronik. Im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater beginnt die Königl. Kammerängerin Hermine Bosetti am nächsten Montag als Suzanne in „Figaros Hochzeit“ ihr Gastspiel.

— Theaterchronik. Im Kleinen Theater finden im März zwei Uraufführungen statt: Ernst Legals Schauspiel „Gäta re“ und Holbergs Komödie „Der politische Stammeslehrer“ in Verbindung mit Lessings „Philotas“.

— Vorträge. Im Institut für Meereskunde behandelt zum Besten der Kriegshilfe Prof. Dr. A. Wend am Sonnabend das Thema: „Auf dem Schiff in Sicht vor der „Emden“ und durch den Suezkanal“, am Montag, den 8. März: „In London während des Krieges.“

— Eine Expedition zur Beschaffung belebender Pilze aus dem Gebiete der Erdkunde, Archäologie und Naturwissenschaften hat Dr. G. J. Zimmis mit eigenem Dampfer im Dezember 1914 von Los Angeles in Kalifornien aus angetreten. Nach „Petersons“ will die Expedition an der Westküste von Südamerika an den verschiedensten Plätzen Halt machen und Ausflüge landeinwärts unternehmen, um von möglichst vielen Punkten photographische Aufnahmen zu machen. Die Rückfahrt wird über wenig besuchte Inseln und Inselgruppen des Großen Ozeans, über Osterinsel, Pitcairn, Tahiti, Christmas Island und Hawaii erfolgen.

— Ein gemächlicher Kriegsdartel. Die „Frankfurter Zeitung“ bringt in ihrer Ausgabe Nr. 61 vom 2. d. Mts. folgendes Interat: Neu! Gesehlich geschäft! Neu! Rom = hardement Lüttich. Schönstes und interessantestes Mörser-Schießspiel mit Anwendung n. gel. gesch. 42 Zentimeter-Mörser mit ganz neuer Schußvorrichtung um die Forts in Flack-, Hoch- und Vogenschuß auf verschied. Entfernung beschießen zu können. Preis dieses hochinteressanten Spieles 1,20 M. (Nachr. 1,30). Zu beziehen von R. E. Schuster, Nürnberg, Leonhardtstr. 9.

Schach.

M. Aurelie Abala (in „Malaga“).

